

Martin Sabrow

Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Das Kriegsende in Potsdam“

3.5.2005, 19.00, Landeszentrale für politische Bildung Potsdam

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

die Ausstellung, die wir hier vor uns sehen, zeigt beeindruckende Bilder, und sie hat ihr Material beeindruckend aufbereitet. Das Thema Kriegsende bewegt uns in einem unvorhergesehenen Maße. Der Zweite Weltkrieg kommt uns paradoxerweise um so näher, je ferner er rückt, und ich will die Gelegenheit meiner einführenden Bemerkungen dazu benutzen, um ein wenig über das paradoxe Verhältnis von Nähe und Ferne nachzudenken, in dem wir uns gegenwärtig bewegen.

Sechzig Jahre, zwei Generationen trennen uns von dem Ende des Zweiten Weltkriegs, und die gefühlte Entfernung ist noch viel größer. Aus dem Stadtbild sind die vielen Kriegskrüppel verschwunden; der Volkstrauertag gilt uns nicht mehr viel, es wird nicht mehr Mehl in der Speisekammer gehortet oder das Wegwerfen von Brot als Undankbarkeit angeklagt. Zwischen uns und 1945 hat sich eine eigene, nun auch abgeschlossene Epoche der deutschen Teilung und des Kalten Krieges geschoben, die selbst schon etwa am Checkpoint Charlie lärmend laut inszeniert werden muß, um noch verstanden zu werden. Das Jahr 1945 markiert für uns heute auch eine Erinnerungszäsur, nämlich das Ende der Zeitgeschichte als Geschichte der Mitlebenden. Es sind nicht mehr viele unter uns, die bei den Bildern dieser Ausstellung den Schmerz über die verlorene Einrichtung, das zerstörte Haus, den in den letzten Kriegswochen so sinnlos gestorbenen Vater, Freund, Bruder aufsteigen spüren. Für die meisten sind diese Bilder nicht alte, sondern neue Bilder; sie rufen eine versunkene Stadt in

Erinnerung und sie wecken die Trauer um eine unwiederbringlich zerstörte Stadtsilhouette, die uns wünschen lässt, dass der Wind an diesem 14. April anders gestanden hätte, dass das Gerücht von der Verlegung des OKW nach Potsdam nicht zu den Alliierten gedrungen wäre usw. Und die Bilder tun es in Farbe – während unser Bild der NS-Zeit ansonsten ein schwarz-weißes ist. Andererseits: Gerade die Farbe gibt uns Nähe, sie lässt über die Zäsur von 1945 zurückspringen. Ein Farbbild noch der teilzerstörten Nikolaikirche gibt denselben Farbeindruck wieder, an dem wir heute jeden Tag vorbeigehen. Das Fortunaportal, das aus der Potsdamer Innenstadtwüste herausragt, wirkt weniger fremd, wenn man auf dem Foto erkennt, dass es 1945 nach der Zertrümmerung des Stadtschlusses im Grunde schon genauso in der Brache stand wie heute wieder.

Warum aber wächst unsere gefühlte Nähe, während der wirkliche Zeitabstand immer größer wird? Auf diese Frage antworten in diesen Tagen viele in Deutschland, und wir Fachkollegen bieten viele Erklärungen an:

1. Wir haben lange Jahre verdrängt, und nun dringt die Vergangenheit mit Macht ans Licht, um verarbeitet zu werden. Diese Erklärung wirkt triftig gerade in Ostdeutschland, wo die Kriegsschäden weniger ein Tabuthema waren als vielmehr die Aufforderung, auch die stehengebliebenen Reste zu entsorgen, und sie ist charmant, denn sie beweist uns schulterklopfend, dass wir unsere Lektion gelernt haben, die unsere Eltern noch nicht begriffen. Gerade deshalb traue ich dieser Erklärung auch nicht besonders, so richtig sie sein mag, denn dann hätte vor zehn Jahren der 50. Jahrestag des Kriegsendes schon mit einer solchen Ausstellung wie dieser gedacht werden müssen. 1995 aber wurde des Kriegsendes beinahe beiläufig gedacht, und der Spiegel titelte triumphierend „Bewältigte Vergangenheit“.
2. Eine zweite Erklärung ist weniger geeignet, unsere Selbstzufriedenheit zu unterstreichen. Könnte es sein, dass Vergangenheitseroberung und

Zukunftsverlust in einem engen Verhältnis zueinander stehen? Die Jahre der sozialistischen Vergangenheitsvernichtung, wie sich in den Stadtbauplänen der sechziger Jahre, im Schloßabriß, im Abriß der Garnisonkirche ausdrücken, sind Jahre einer radikalen Zukunftsorientierung gewesen, die gegen Ende der DDR immer sichtbarer verfiel. Auch in der Bundesrepublik kehrte die Vergangenheit erst mit den späten siebziger Jahren wieder, als der Glaube auf eine dauerhafte Fortsetzung des Wirtschaftswunders erschüttert wurde. Und in unserer Gegenwart hat die Erinnerung und das Gedenkens an die NS-Vergangenheit und auch an den Holocaust mittlerweile ungefähr dieselbe identitätsstiftende Rolle eingenommen, die früher die D-Mark oder das Made in Germany-Zeichen trugen.

3. Gleichviel, ob historischer Lernerfolg oder bloßer Rhythmus des Zeitgeistes: Die heutige Erinnerungskultur hat alte Tabus abgestreift. Sie erlaubt uns, aus der Ferne auf Ereignisse und Schrecken zu schauen, die wir aus der Nähe des Miterlebens nicht hätten wahrnehmen mögen, und sie gerade dadurch näher an uns heranzulassen, als dies vor Jahrzehnten möglich war – in Ost und West. Wir können heute an den Schmerz und das Leiden der deutschen Zivilbevölkerung erinnern, gerade weil daraus niemand mehr, der im öffentlichen Diskurs ernst genommen werden will, einen Aufrechnungsanspruch ableitet.

Darum können wir heute mit den Bildern des Krieges beschäftigen und mit den Erinnerungen der Beteiligten, die wir früher nicht hatten hören wollen. Aus dieser Konstellation ist der Zeitzeuge erwachsen, eine moderne Erfindung, die es vor dreißig Jahren noch nicht gab, als es noch darum ging, hinter dem Biedermann – er hieß Lübke, Globke, Filbinger, Höfer oder auch nur in seiner Gedankenlosigkeit Jenninger – den Brandstifter zu entlarven. Der Zeitzeuge unserer Tage, der in dieser Ausstellung so graphisch gekonnt zu Worte kommt, dokumentiert, dass

die Unterscheidung zwischen Helden und Schurken auch in bezug auf die NS-Zeit langsam zurückgetreten ist. Die Deutschen der NS-Zeit sind im Rückblick zugleich alle Täter, wie Götz Aly's neuestes Buch über den Volksraubstaat zeigt, aber auch Opfer. Wir distanzieren uns zugleich von der Gesellschaft der Täter und nehmen sie in die Gemeinschaft der Opfer auf. Bernd Eichingers „Untergang“ zeigt, dass sich diese Sicht sogar bis hin zu Hitler selbst spannen lässt, der in diesem Film zugleich als Täter, immer stärker aber als Opfer erscheint – als Opfer seiner Hybris, des Verrats seiner Paladine, des geschwundenen Kriegsglücks.

4. Als Wissenschaftler beobachten wir einen dramatischen Wechsel von der früheren Helden- zur Opferperspektive, und er drückt sich am deutlichsten vielleicht in der Ablösung des Kriegsendes als Katastrophe durch den 8. Mai als Befreiung aus. Wer die Fotos von Karlheinz Hesener in sich aufnimmt, sieht den Untergang Potsdams, nicht den befreienden Aufbruch, und es gibt gute Gründe, den Erinnerungskonsens in Zweifel zu ziehen, der die besiegten Deutschen zu Befreiten erklärt: Die Alliierten haben diese Sicht empört abgelehnt, sie tut den wirklich Befreiten – den Juden im Untergrund, den Häftlingen auf den Todesmärschen – Unrecht, sie verwandelt die ns. Gesellschaft unhistorisch in eine Geisel der Hitlerclique, obwohl sie ihn doch erst groß gemacht hatte. Erst später ist der damalige Zusammenbruch zu der Befreiung geworden, für wenige 1945, für viele 1949, für viele auch erst 1989.
5. Auf diese Weise stößt unsere kleine Ausstellung in das Zentrum der Fragen vor, die unsere Erinnerungskultur ausmachen, und wir können an ihr lernen, dass wir in den Fotos und Texten von 1945 nicht die Vergangenheit selbst sehen, sondern zugleich wie im Spiegel immer auch unsere eigenen Gegenwart.